

punctum 028

Karin Harrasser
Gegenentkommen
Beobachtungen
zur kolumbianischen
langen Gegenwart

Matthes & Seitz Berlin

4. Dezember 2022 – Prolog

*Linz, Österreich | Meereshöhe: 266 Meter | Luftlinie
zum Mittelmeer: 325 Kilometer | durchschnittliche
Tageshöchsttemperatur (Dezember): 2 °C*

Contraescape, Gegenentkommen, war der Titel einer Kolumne des Journalisten Enrique Santos Calderón, die über vierzig Jahre lang in der kolumbianischen Zeitung *El Tiempo* erschien. Enrique Santos Calderón ist der Bruder des konservativen Ex-Präsidenten Juan Manuel Santos, der 2016 das Friedensabkommen mit der Guerillabewegung FARC-EP unterzeichnete, den seit 1964 in Kolumbien aktiven »Revolutionären Streitkräften Kolumbiens – Volksarmee« (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia – Ejército del Pueblo*). Dieser Friedensschluss war insofern überraschend, als Santos in den frühen 2000ern ein Weggefährte des rechten Präsidenten Álvaro Uribe war, der gemeinsam mit den USA eine militärische Offensive gegen die linken Guerillas verantwortete, von denen es neben den FARC-EP noch weitere kleinere Gruppierungen gibt, etwa die ELN (*Ejército de Liberación Nacional*). Dabei war Santos einer der Hauptverantwortlichen im Skandal rund um die sogenannten *Falsos Positivos* – falsch als solche eingestufte Mitglieder der Guerilla. Als Verteidigungsminister setzte er in einer geheimen Armee-

direktive ein Kopfgeld von rund 1300 Euro für die Tötung von Angehörigen der Guerilla aus, was einem durchschnittlichen kolumbianischen Monatsgehalt entspricht. Das Resultat war, dass in den Jahren 2008 bis 2010 bis zu dreitausend Unschuldige ermordet und als Guerillakämpfer*innen ausgegeben wurden, etwa indem man ihnen FARC-EP-Uniformen angezogen hat. Sein Bruder Enrique hingegen ist einer der profiliertesten linken kolumbianischen Autoren. Er hat in den 1970er-Jahren mit Gabriel García Márquez das Magazin *Alternativa* gegründet. Seine Kolumne kritisierte hartnäckig die konservative Politik seines Landes.

In der deutschen Übersetzung von *Contraescape*, im Gegenentkommen, schwingt etwas mit, was mich immer noch erstaunt: Man begegnete mir als *weißer* Europäerin in Kolumbien immer mit Entgegenkommen. Manchmal hat mich das schockiert, fast immer aber beschämt. Wie kann es sein, habe ich mich gefragt, dass mir, die ich mit so vielen Privilegien im Gepäck und mit so wenig Wissen über die komplizierten politischen Verhältnisse hier ankam, so viel Vertrauen, Offenheit und Zuneigung entgegengebracht wird? Viele haben ihre Wohnungen geöffnet, ihre Erfahrungen geteilt, mir ihre Geschichten anvertraut. Darüber zu schreiben ist als Gegengabe gedacht. Aber wie in der Gabenökonomie häufig der Fall, wird sie nicht direkt gemacht.

Für ein Weiterleben in verflochtenen Verhältnissen scheint es mir unabdingbar, Verantwortung für unsere komplizierter werdende gemeinsame Vergangenheit zu übernehmen. Dabei bewahrheitet sich, was Svetlana Boym festgehalten hat: »The past has become much more unpredictable than the future.« Während Boym das Verhältnis von Nostalgie und der Politisierung von Vergangenheit im postsowjetischen Russland untersuchte, treibt mich die Komplikation des Verhältnisses zwischen der Geschichte der Kolonisierung und aktuellen Ungleichheitsverhältnissen um, genauer: die Bedingungen und Effekte ihrer Politisierung.

Denn zum einen arbeiten Historiker*innen und Kulturanthropolog*innen immer genauer die rhizomatischen Verzweigungen der historischen Wurzeln gegenwärtiger globaler Ungleichheitsverhältnisse heraus. Parallel dazu und im Wechselspiel damit artikulieren sich erneut Forderungen nach Kompensation und Reparation des geschehenen Unrechts. Erneut deshalb, weil Aktivist*innen und Theoretiker*innen sich dabei auf die letzte Welle dekolonialer Kämpfe in den 1960er- und 1970er-Jahren beziehen können, aus der so Verschiedenes wie die militanten linken Guerrillabewegungen und die akademische postkoloniale Kritik hervorgegangen sind.

Umgekehrt ziehen auch die restaurativen Nostalgiker*innen der Rechten Belege aus der Vergangenheit

heran, um identitäre Ansprüche und neoimperiale Ambitionen zu rechtfertigen.

Es ist die Ursachen- und Anknüpfungssuche einer Gegenwart, die sich uneins ist, die die Vergangenheit so unvorhersehbar macht. Je nachdem, wie wir gegenwärtige Probleme beurteilen und uns ihnen stellen, nähern wir uns der Gewalt der Vergangenheit unterschiedlich. Sie wird dann sinnlos oder bedeutungsvoll, gerechtfertigt oder ein Verbrechen gewesen sein, eine Fährte für ein Miteinander in Differenz oder die Erzeugerin von Ungleichheit.

Wir können die Gewaltdimension dessen, was der Eroberungsdurst der Neuzeit nach sich gezogen hat, verschieden nennen: (Neo-)Kolonialismus, Kapitalozän, Extraktivismus; und gewiss waren die Konsequenzen der (versuchten) Unterwerfung der außereuropäischen Welt heterogen und multidirektional, sie laufen nicht linear auf aktuelle Ungleichheit und asymmetrische Machtverhältnisse zu. Aber ganz gleich, wie wir ihn nennen: Der Kolonialismus ist in den relativen Wohlstand und die relative Sicherheit des Globalen Nordens bis auf Weiteres eingetragen, auch wenn beides inzwischen auch in Europa erschüttert ist.

Als Antwort darauf reagieren Rechte allerorten mit nationaler Abschottung und der Verteidigung von Privilegien. Es läuft auf eine Zerreißprobe hinaus, zwischen jenen, die zu Recht auf die Verantwortung der wohlha-

benden Industrienationen pochen, etwa mit Blick auf Klimagerechtigkeit, und jenen, die ihren komfortablen Lebensstil als Leistung, ihre eigene oder die ihrer Vorfahren, verteidigen. Ein gedeihliches Zusammenleben in zerfurchten, global interdependenten Verhältnissen scheint derzeit in weiter Ferne, und die Vergangenheit bleibt unruhig und beunruhigend zugleich.

Indem ich für ein deutschsprachiges Publikum über Kolumbien schreibe, möchte ich versuchen, ein politisches Geschehen zu erschließen, das sehr weit weg erscheint, aber aufgrund ökonomischer, kultureller und politischer Dynamiken auch heute mit den Lebensweisen und politischen Entscheidungen diesseits des Atlantiks interagiert. Es ist ein Geschehen, das mir zugetragen wurde, etwas, das ich zurückgebe, indem ich es weitertrage. Der Text basiert auf zeitgebundenen Notizen, die aus der Frage entstanden, warum trotz des Friedensvertrags mit einem der Hauptakteure, den FARC-EP, im Jahr 2016 der Kriegszustand bis heute nicht beendet ist.

Der uribistische, also rechtspopulistische Präsident Iván Duque torpedierte zwischen 2018 und 2022 die Vereinbarung, wo er konnte: Menschenrechts- und Umweltaktivist*innen wurden gezielt ermordet, und die Aktivitäten paramilitärischer Gruppen haben zugenommen, zuletzt während des Generalstreiks im Jahr 2021. Auch die Bandenkriminalität, Drogen-,

Menschen- und Waffenhandel konnten nicht eingedämmt werden. Während seiner Amtszeit haben sich aber auch die »Spezialgerichtsbarkeit für den Frieden« (JEP – *Jurisdicción Especial para la Paz*) und eine Wahrheitskommission aktiv und nach Kräften bemüht, die Gewalt der letzten Jahrzehnte aufzuklären.

Seit August 2022 hat Kolumbien nun zum ersten Mal eine linke Regierung. Ihr stehen ein ehemaliger Guerillero als Präsident und eine Afrokolumbianerin als Vizepräsidentin vor. Gustavo Petro war in der urbanen M-19-Guerilla aktiv, die in den 1990er-Jahren den bewaffneten Kampf aufgab und sich in eine demokratische Partei transformiert hat. Seine Vizepräsidentin ist Francia Márquez, eine umweltpolitisch und feministisch profilierte Aktivistin und Juristin aus der Region Cauca. Die Regierung Petro hat die rasche Umsetzung des Friedensvertrages zugesichert.

Ich selber bin im Zuge universitärer und kultureller Austauschbeziehungen in die *peace-building*-Aktivitäten rund um das Abkommen von 2016 geraten. Deutschland war eines der Länder, die die Umsetzung des Friedensabkommens unterstützt haben, und es war eine der Leitideen dieses Engagements, dass eine »deutsche« Expertise zum Thema Erinnerungskultur sich mit den Prozessen vor Ort vermischen sollte.

Es kam dann auch so, aber auch ganz anders, und es wurde ein Prozess des Lernens, der viele meiner

Selbstverständlichkeiten durcheinandergeworfen hat. Erinnerungspolitische Vorannahmen – etwa über Phasen der Gedächtnisbildung – fielen wie ein Kartenhaus in sich zusammen, als deutlich wurde, dass auch ein Frieden äußerst gewalttätig sein kann. Das »Post-« in »Postkonflikt« zeigte sich als das Element einer Rhetorik der Hoffnung, die zynisch wird, weil Trauerarbeit und historische Aufarbeitung nicht politisch gestützt werden.

So unsicher wie das Ende ist auch der Anfang, und in Kolumbien herrscht in der Tat bis heute Uneinigkeit darüber, wann der Konflikt begonnen hat. Der Friede, gedacht als Kontrast zu einem Krieg, bezieht sich damit auf eine nur unzulänglich bestimmbare Phase. Der Friedensschluss mit den FARC-EP legt nahe, dass die Gründung der Guerilla der Beginn des Krieges war. Die Geschichtsschreibung rechnet jedoch anders: Manche rechnen bis zur Auseinandersetzung rund um Land- und Arbeitsrechte in den 1920er-Jahren zurück, als Aufstände mit großer Grausamkeit niedergeworfen wurden. Viele zählen die sogenannte Phase der *Violencia* (»Die Gewalt«) zwischen 1948 und 1958 dazu, ein Jahrzehnt, in dem sich nach der Ermordung des beliebten liberalen Präsidentschaftskandidaten Jorge Eliécer Gaitán Anhänger der liberalen und der konservativen Parteien Kolumbiens in sogenannten Selbstverteidigungseinheiten bekriegten, aus denen

die rechten Paramilitärs und die linken Guerillas erst hervorgingen. Oder liegen, wie ebenfalls argumentiert wird, dem Konflikt Ungleichheitsverhältnisse zugrunde, die im Grunde in kolonialen Besitz- und Rechtsverhältnissen gründen, die nach der Unabhängigkeit fortgesetzt wurden? Worauf bezieht sich also das »Post-« in einer unübersichtlichen Vergangenheit? Und wie fängt man mit Erinnern an, wenn die Vergangenheit dermaßen scharf in die Gegenwart ragt?

Die hier versammelten Notizen wurden in der Gegenrichtung eines Tagebuchs angeordnet. Sie entstanden im Rahmen von Arbeitsaufenthalten in Kolumbien,* aber auch in den Phasen, in denen ich in Österreich war. Die Texte wurden jeweils an Ort und Stelle geschrieben, für die Veröffentlichung jedoch überarbeitet. Die Fotos entstanden – bis auf die allerletzten – ohne die Absicht, publiziert zu werden.

Wenn die Texte und Bilder in diesem Buch chronologisch gegenläufig angeordnet sind, dann auch, weil ich eine Gegenwart schreiben wollte, die sich immer tiefer in die Vergangenheit hineinbewegt, die in beide Richtungen lesbar ist. Und die in beide Richtungen arbeitet. Das ist kein Lösungsrezept. Es ist ein Vorschlag, das Nachdenken über jene zerklüfteten Wirklichkeiten, die von ungleich verteilter, aber dennoch geteilter Verletzbarkeit hervorgebracht werden, als ein politisches zu verstehen.

* Zwischen 2015 und 2019 waren Hannah Hurtzig und ich mit der Mobilen Akademie Berlin und auf Einladung des Goethe-Instituts regelmäßig vor Ort, um uns mit dem Erinnerungsdiskurs in Kolumbien zu beschäftigen und ein Projekt zu entwickeln. Daraus entstanden zwei Filme unter dem Titel *Chronik einiger zukünftiger Ereignisse*, eine öffentliche Diskussion über Trauer und Erinnerung im Rahmen der Veranstaltung *La carretera al mar* und ein »Markt für nützliches Wissen und Nicht-Wissen«, der mit Unterstützung des Auswärtigen Amts mit der kolumbianischen Wahrheitskommission 2019 ausgerichtet wurde und dessen Ergebnisse online abrufbar sind {<https://mobileacademy-berlin.com/de/nr-22-of-amphibious-cultures-container-terminals-and-liquid-tombs-colombian-stories-on-water/>}, letzter Aufruf 7.12.2022. Ein weiterer Markt fand 2021 in Barrancabermeja statt: {<https://www.acontracorriente.co>}, letzter Aufruf 7.2.2023. Die Zusammenarbeit mit dem Kollektiv *H30* in Cali wurde in einem Studierendenaustausch mit der Kunstuniversität Linz begonnen, der im folgenden Band dokumentiert ist: Karin Harrasser, Sarah Sander (Hg.), *Laute Post. Weitererzählungen aus Kolumbien / Rerelatos Colombianos*, Wien 2021.

1. November 2022 – Tod und Teufel

*Linz, Österreich | Meereshöhe: 266 Meter | Luftlinie
zum Mittelmeer: 325 Kilometer | durchschnittliche
Tageshöchsttemperatur (November): 8 °C*

In meiner Erinnerung ist Allerheiligen ein Tag, an dem ganz und gar nichts Aufregendes passiert. Meistens war es ein grauer, nebelig-nasser Herbsttag, an dem man schulfrei hatte. Man ging auf den Friedhof und zündete eine Kerze am Grab von Verwandten an. Schon als Kind habe ich mich gefragt, warum das eigentlich zu Allerheiligen und nicht dem darauffolgenden Allerseelen gemacht wird, schließlich besuchten wir ja die ganz normalen Seelen und nicht die edlen Heiligen. Inzwischen ist ohnehin etwas durcheinandergeraten, weil am 31. Oktober nun überall Halloween gefeiert wird und Kinder und junge Leute als Tod und Teufel verkleidet durch die Straßen laufen. Dafür war früher der Nikolaustag vorgesehen. Am 5. und 6. Dezember waren die Straßen in Tirol, wo ich aufgewachsen bin, voll mit Perchten und Krampussen, die damals noch mehr Schläge als Süßigkeiten austeilten. Dazu kommt noch der mexikanische *Día de los Muertos*, diesmal wirklich: Allerseelen – ein Tag, an dem man auf den Friedhöfen mit den nahen Toten isst, trinkt und musiziert. Das ist mir sympathisch, ich habe

aber keine Erfahrung damit. Gestern Abend bin ich in Wien gestrandet. Heute Morgen im Zug nach Linz lese ich dann die Zeitungsnachricht, dass die gesamte Linzer Innenstadt gestern Nacht gesperrt war, weil eine große Gruppe Jugendlicher Radau geschlagen hat. Die Jugendlichen hatten sich über TikTok verabredet. Linz sollte Athena werden, war ihre Parole. Sie bezogen sich auf den gleichnamigen Film von Romain Gavras und damit auf Aufstände in den Pariser *banlieus*. In Linz. Das nun wirklich keine Metropole mit weitläufigen, heruntergekommenen Außenbezirken ist. Aber auch hier gibt es Chancen- und Perspektivlosigkeit, gerade auch bei jungen Leuten.

Dann eine Whatsapp-Nachricht aus Kolumbien: Eine paramilitärische Einheit bedroht die Verantwortlichen des Volkstribunals (*Tribunal Popular*) von Siloé in Cali, das sich um die Aufklärung von gezielten Tötungen rund um den Generalstreik 2021 kümmert, mit Mord. Es ist ein hässlicher Brief, voller Beschimpfungen und mit einer Morddrohung, die Namen nennt. Außerdem die Drohung, dass alle bezahlen werden, die mit dem Volkstribunal zusammenarbeiten. Die paramilitärische Gruppe, deren Briefkopf das Schreiben trägt, hat bereits öfter gemordet.

Die Nachricht wurde am 30. Oktober überbracht, während des berühmten »Umzugs der Teufel« in Siloé, bei dem Gruppen von Maskierten, hauptsächlich

junge Leute, musizierend durch die Straßen ziehen. In Cali dauert der Teufelskarneval ungefähr einen Monat lang und hat eine lange Geschichte, in der sich afrokolombianische Traditionen mit anderen Bestandteilen mischen. Auch der *Día de los Muertos* spielt dabei eine Rolle, inzwischen sicher auch Halloween. Wenn ich zu Kolumbien unterrichte, lese ich mit den Studierenden immer das Buch von Michael Taussig über den Teufel als Fetisch und Widerstandsfigur. Der Ethnologe untersucht darin Bergbauggebiete in Bolivien und die Gegend um Cali, das Valle del Cauca. Er zeigt, wie der europäische Teufel von den Versklavten und der Sklaverei Entkommenen als eine Figur angeeignet wurde, die nicht für das absolute Böse steht, sondern für Ungehorsam, Ekstase und all das, was die Missionare verboten und bekämpften. Der Teufelsumzug in Siloé ist üblicherweise ein fröhliches Fest. Er ist bewusst so organisiert, dass auch Leute aus anderen Stadtvierteln daran teilnehmen können, obwohl die *barrios* in Kolumbien oft durch sogenannte unsichtbare Grenzen getrennt sind, da die Sektoren von unterschiedlichen bewaffneten Gruppen kontrolliert werden. Im Schutz der Teufelsmaske dürfen diese unsichtbaren Grenzen überschritten werden. Vorgestern hat jemand die offene Atmosphäre und den Schutz der Maske dazu genutzt, um einem Kind die Morddrohung in die Hand zu drücken. Die katholische Kirche hat den Teufel an

die Wand gemalt, um Angst und Schrecken vor dem Jenseits zu verbreiten und damit die Gegenwart moralisch zu beherrschen. Die Machtlosen sind in seine Maske geschlüpft, um sich dagegen zur Wehr zu setzen. Und der Paramilitarismus infiltrierte jetzt in Teufelsmaske die geteilte Gegenwart mit dem Tod.

12. September 2022 – Trümmer

*Zwischen Frankfurt/Main und München, Deutschland |
Meereshöhe: ca. 300 Meter | Luftlinie zum Mittelmeer:
ca. 400 Kilometer | durchschnittliche Tageshöchst-
temperatur (September): 21 °C*

Vor dem Abflug habe ich in Bogotá noch Rodrigo getroffen. Er ist Violinist in der Philharmonie und der Sohn jener zwei ELN-Mitglieder, in deren Privatarchiv ich in La Paz in Bolivien Einblick nehmen durfte. Rodrigo war ungefähr zehn Jahre alt, als seine Eltern eine Zelle der bolivianischen urbanen Guerilla gebildet haben, ein Seitenarm jener Guerilla, die von Ernesto Che Guevara ins Leben gerufen worden war – und deren erste Kampagne gnadenlos gescheitert ist, inklusive des Todes von Che Guevara im bolivianischen Regenwald 1967.

Rodrigo erinnert sich an Details: Briefe seien an der Haustür abgegeben worden, Geld wurde wohl transportiert, wahrscheinlich auch Waffen. Jedenfalls sieht man auf einem Foto im Familiennachlass das Paar während des Banzer-Putsches 1971 in Ponchos gehüllt auf der Straße. Unter den Umhängen sind ziemlich sicher Gewehre versteckt. Seltsame Vorgänge für einen Zehnjährigen. Nach dem Putsch ging die Familie ins Exil nach Chile zu Salvador Allende. Rodrigo musste

am Bein operiert werden. Man flog nach Kuba, wohin die Eltern beste Kontakte hatten. Während des Krankenhausaufenthalts in Havanna 1973 dann Pinochets Putsch, der Rückweg nach Chile verschlossen, alle Habseligkeiten verloren. Man blieb also eine Weile in Kuba, Rodrigo ging dort zur Schule und im Anschluss zum Violin-Studium nach Moskau. Seine Frau ist die Tochter eines der Gefallenen von Ernesto Che Guevaras Guerilla von Ñancahuazú. Im Flur der Wohnung hängt ein großes Bild des Schwiegervaters in jungen Jahren. Darauf sieht er ein wenig aus wie Elvis Presley, von dem es ebenfalls Fotos in Soldatenuniform gibt, die vom US-Militär propagandistisch verwertet wurden, genauso wie dieses von den Kubanern. Aber hier dient es der privaten Erinnerung.

Wir reden lange. Über seine Erinnerungen, mögliche andere Auskunftspersonen, die Frage, wie sich politische Geschichte und Familiengeschichte als Beziehungsgeflecht erforschen und darstellen lässt; über den hoffnungsvollen Moment jetzt gerade in Kolumbien. Gustavo Petro, der im Juni zum Präsidenten gewählt wurde, erscheint auch ihm als der richtige Politiker zur richtigen Zeit, wenngleich die Aufgabe für das Wahlbündnis *Pacto Histórico* – die Beendigung des bewaffneten Konflikts, die Schaffung sozialer Gerechtigkeit, die Reduktion der Abhängigkeit von internationalen Märkten – riesig und kaum bewältigbar scheint.

Von Rodrigos Wohnung aus sieht man auf die Baustelle des im Entstehen begriffenen Centro Nacional de Memoria Histórica, das hier alle nur Centro de la Memoria nennen. Es wird bald fertig sein. Bereits jetzt ragt es zackig in den Himmel, die Gebäudeteile wirken wie unleserliche Buchstaben, grauer Beton, *landmark*-Architektur. Als Hannah und ich vor Jahren mit der Recherche zum Friedensprozess begonnen haben, sahen wir ein Modell des Gebäudes im provisorischen Büro der damaligen Leiterin. Der Architekturwettbewerb war 2016, der Ort steht seit Langem fest, aber der Bau hat erst in den letzten Monaten begonnen. Meiner Erinnerung nach sah das Gewinnerprojekt des Wettbewerbs wie eine Zirkuskuppel aus, das Dach spitz zulaufend, aber nicht so schroff in den Himmel ragend wie bei dem realen Rohbau. Ich täusche mich sicher, das ist Jahre her. Buchstabenlandschaften, gespannte Symbolgeometrie, Bedeutungskanten, dazwischen Schluchten, *voids*: Das trifft den Zustand der Erinnerung in Kolumbien ganz gut. Sie wird hier noch lange ein Kampfplatz sein.

Überall in Bogotá, aber auch in Cali, der »Hauptstadt des Widerstands«, haben *murals* und *graffiti* als populäre Visualisierungen des Protests die ganze Stadt mit neuen Zeichen überzogen. Das Gleiche ist auch im und auf dem Gebäude des Museums der Erinnerung an die Gewalttaten des *Sendero Luminoso* und der Auf-